

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 74 (1984)

Artikel: Die Bedeutung der Volkskunde für die Theologie

Autor: Tanner-Herter, Ursi

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004143>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bedeutung der Volkskunde für die Theologie

Der nachstehende Aufsatz ist die gekürzte Fassung eines Vortrages vor der Fachgruppe «Religiöse Volkskunde» der SGV am 27. Januar 1984 in Olten. Der Vortrag hat damals eine lebhafte Diskussion ausgelöst. Da wir das Thema für wichtig halten, drucken wir ihn hier ab und freuen uns auf Stellungnahmen aus dem Leserkreis.

Red.

I. Volksglaube und christliche Theologie oder: ein kleiner Spaziergang durch den Wald religiöser Vorstellungen

1. Das 6. und 7. Buch Mose

Es erstaunt mich immer wieder, wie ausgerechnet gläubige Christen vor dem 6. und 7. Mosebuch Angst haben. Ein Laienprediger berichtete einmal, wie er von einem durch dieses Buch Besessenen ein solches zur Vernichtung empfangen habe. Es hätten sich ihm – schon bevor er recht gewusst, worum es sich handle – alle Haare gesträubt, und es sei ihm recht unheimlich zumute gewesen. Das Buch strahle eben eine Macht aus. Soweit sein Bericht. Doch was sind das 6. und 7. Mosebuch eigentlich? Der Inhalt variiert von Ausgabe zu Ausgabe. Was immer dazugehören scheint, ist eine mehr oder weniger harmlose Rezeptsammlung von Hausmittelchen aller Art, welche zu einem grossen Teil auf magischen Grundvoraussetzungen beruhen. Vieles davon wird heute von der Naturheilkunde erneut propagiert. Die wenigsten Zeitgenossen, welche mit Zwiebelwickeln ihrem Halsweh beizukommen suchen, ahnen, dass sie damit ein Rezept aus dem 6. Mosebuch anwenden. Wer einem Kind, das sich irgendwo wehgetan hat, das Liedchen singt:

«*Heile, heile, säge,
Drei Tag Räge,
Drei Tag Schnee.
Tuet em Schätzeli nümme weh!*»

denkt kaum daran, dass er damit einen Zauberspruch (Zaubersegen) aus dem 7. Buch Mose anwendet. Dort lautet das Sprüchlein:

«*Heil, heil, o Segen,
Sieben Tage Regen,
Sieben Tage Schnee,
Tut's dem N.N. nicht mehr weh!*»

Anstelle der in 7. Mose empfohlenen drei Kreuze wird oft Speichel benutzt, um die Wunde zu behandeln. – Daneben finden sich im 6. und 7. Mosebuch Amulette gegen allerlei Gefahren, oft auch Anweisungen, wie mit dem Teufel ein Pakt zu schliessen sei, damit er einem überall zu Diensten stehen muss. Das Ganze geschieht im Namen Gottes. Fasten, Beten, ja sogar Opfer gehören zur Vorbereitung. Nur mit Gottes Beistand kann der Teufel schliesslich bezwungen werden. Im Gegensatz zur Behauptung vieler Frommer, welche in diesen Büchern eitel Teufelswerk sehen, geht es also gerade nicht darum, dass man dem Teufel seine Seele verkauft, um dadurch in den Genuss irgendwelcher materieller oder sonstiger Vorteile zu gelangen. Der Teufel wird vielmehr im Namen Gottes besiegt. Einzige «Fussangel» in dem Vertrage mit dem Teufel ist die Verpflichtung, «mildätig und barmherzig gegen die Armen» zu sein, sonst «bist du mein auf ewig»; so hält es das 6. Mosebuch im Vertrag mit dem Teufel fest.

Im Prättigau soll es noch immer Leute geben, die fest davon überzeugt sind, dass der Besitzer eines 6. bzw. 7. Mosebuchs nicht sterben kann, solange er dieses nicht weitergegeben hat. Der auserwählte Empfänger müsse dieses «Geschenk» annehmen, sonst habe er zeitlebens Unglück. Doch das Glück scheint ihm und seinen Nachkommen auch dann nicht sicher zu sein, wenn er das Buch besitzt. Vor etwa zwei Jahren erzählte jemand von einem Besessenen, dessen Krankheit dadurch verursacht sei, dass sein Grossvater (oder war's der Urgrossvater?) das 7. Buch Mose besessen und damit Zauberei getrieben habe. Aus diesem Grunde könnten Ärzte und Medizin hier gar nichts ausrichten. Seine Krankheit sei die Strafe, wie das ja in den zehn Geboten angedroht sei (2. Mose 20,5 und 7). Wie Arnold Büchli 1934 in Furna vernommen hat, glaubte man damals, die grosse Kugel auf dem Saaser Kirchturm enthalte das 6. und 7. Mosebuch, damit es nicht unter die Leute komme, denn das wäre gar nicht gut. – Über die Folgen blosser *Lektüre* derartiger Bücher weiss manche Sage zu erzählen: Um den dadurch entstandenen Schaden wieder gut zu machen, ist es erforderlich, den gelesenen Abschnitt rückwärts zu lesen, ihn also gleichsam ungelesen zu machen.

In der wissenschaftlichen Theologie ist derlei kaum ein Thema. Es scheint unter der Würde eines wissenschaftlichen Theologen, sich mit Magie und Zauberei auseinanderzusetzen. Da liegt wohl auch der tiefere Grund dafür, dass in der Religionswissenschaft immer wieder versucht wird, Religion und Magie fein säuberlich zu trennen. Für grosse Teile des kirchlichen Fussvolkes sind jedoch Fragen zu und Ängste vor solchen Büchern – vor Dämonen, Zauberei und Teufel – ein viel bewegenderes Thema als etwa die Rechtfertigung des Sünders oder das Reich Gottes. So nehmen sich denn vor allem evangelikale und fundamentalistische Kreise des Themas an. Die Angelegenheit ist für sie bald geregelt: Es handelt sich dabei von A bis Z um Teufelswerk, von dem ein Christ Geist und Hände lassen soll. Einem, der sich doch darauf einlässt, wird so recht die Hölle heiss gemacht. So schrieb mir ein Bündner Kollege diesbezüglich: «Vergessen wir nicht, dass die Bibel die Magie unter die Sünden einreicht, die ewige

Verdammnis über den Menschen bringen (Offenbarung 21,8)», und: «Da geht man zu einem solchen Wunderheiler oder Fernheiler und wird von einer Krankheit geheilt. Aber die meisten Leute gehen dann immer wieder mit neuen Krankheiten zu demselben Mann oder derselben Frau. Eine Krankheit wird geheilt, dafür kommen andere. Auch Depressionen, Angstzustände, sexuelle Entgleisungen, Ehebruch, Trunksucht sind oft die Folge, wenn man die scheinbare Hilfe solcher Leute in Anspruch nimmt, die mehr können als gewöhnliche Sterbliche. Zudem verliert man den frohen Zugang zum Gebet, zur Bibel und zum Glauben.»

Ich gebe gern zu, dass man sich aufs Neue Testament berufen und sagen kann, ein Christ brauche keine Zauberbücher (Apostelgeschichte 19). Bereits 5. Mose 18,10 hält fest: «Es soll in deiner Mitte kein Zauber sein», und die ältere Gesetzesammlung von 2. Mose 22,18 legt fest: «Eine Zauberin sollst du nicht leben lassen». Auf Grund dieser Stellen die Frage der Zauberei als eindeutig entschieden zu betrachten, geht trotzdem nicht an. Es sollte derlei zwar theoretisch nicht geben – das zeigen die zitierten Stellen –, doch praktisch gab und gibt es sie.

Hier ist ein Wort zur Begriffserklärung am Platz: «Zauberei» ist eine auf Magie beruhende Technik. «Magie» ihrerseits macht sich das dynamistische Weltverständnis zunutze, welches davon ausgeht, dass der Mensch überall Kräften ausgesetzt ist, die sich positiv oder negativ auf ihn auswirken können. Mit Hilfe der Magie versucht der Mensch, sich diese Kräfte dienstbar zu machen. Der Religionswissenschaftler unterscheidet zwischen weißer und schwarzer Magie. «Schwarze Magie» legt es darauf an, andern Schaden zuzufügen (in 2. Mose 22,18 und 5. Mose 18,10: Zauberer); sie ist schädliche Magie. «Weisse Magie» hingegen steht im Dienste des Staatswesens oder einer Gemeinschaft, sie ist hilfreich und nützlich.

Selbst wenn die oben angeführten Bibelstellen den Eindruck erwecken, das, was die Religionswissenschaft als «Magie» bezeichnet, werde von der Bibel in all seinen Erscheinungsformen grundsätzlich abgelehnt, so begegnet man doch bei aufmerksamer Lektüre dieses Buches mancherlei magischen Praktiken:

a) Der Segen als wirkungsmächtiges Wort

1. Mose 27 erzählt, wie Jakob seinen blinden Vater Isaak hintergeht, um dessen Segen zu erhalten. Eigentlich hätte der Segen seinem Bruder Esau gehört. Dass Jakob daran so viel liegt, dass er auch vor einem Betrug nicht zurückschreckt, macht deutlich, dass es sich bei diesem Segen um sehr viel mehr als um gute Worte und Wünsche des Vaters für seinen Sohn handelt. Nach archaischer Vorstellung ist der Segen ein Wort, das wirkt; einmal ausgesprochen, muss es sich zwangsläufig erfüllen. Darum ist der Vater auch nach der Entdeckung des Betruges nicht imstande, seinen Segen zurückzunehmen und ihn Esau zu geben.

b) Genauso der Fluch

Auch er tut nach biblischer Auffassung seine Wirkung. Kein geringerer als

der Apostel Paulus schreibt: «Wer den Herrn nicht liebt, sei verflucht!» (1. Korintherbrief 16,22).

c) Übertragung von Entsprechendem (Analogiemagie)

Der oben erwähnte Jakob wusste sich vorhandene Kräfte zunutze zu machen: Nachdem er wegen der Erschwindelung des väterlichen Segens vor seines Bruders Zorn hatte fliehen müssen und bei Laban seine beiden Frauen abverdient hatte, kam er mit diesem überein, dass er als Lohn für seine Arbeit alle gescheckten Tiere aus Labans Herde erhalten sollte. Um dem Zufall etwas unter die Arme zu greifen, nahm er Ruten und schälte diesen teilweise die Rinde ab. So glich ihre Farbe derjenigen der erwünschten Jungtiere. Nun stellte er diese Stäbe in die Tränkrinnen, wohin die Tiere zum Trinken kamen und wo sie sich begatteten. Das Resultat dieser Manipulation waren – man lese und staune – überdurchschnittlich viele gescheckte Jungtiere (1. Mose 30,37–39).

d) Übertragung von schädlichen und hilfreichen Kräften

Nicht nur bei kleinen Alltagsproblemen der Israeliten half man sich gelegentlich mit Magie, sogar der Kult weist ein sehr magisches Ritual auf: 3. Mose 16 überliefert das Ritual mit dem «Sündenbock»: Dadurch, dass Aaron am Versöhnungstag seine Hände auf den Kopf des Bockes stützt und dabei die Verschuldung des Volkes ausspricht, überträgt er diese vom Volk auf den Bock, der dann so beladen in die Wüste hinaus gejagt wird, während das Volk wieder neu beginnen kann.

Durch Berührung lassen sich natürlich genau so gut positive Kräfte übertragen: 1. Könige 13,31 wünscht sich ein Prophet: «Wenn ich gestorben bin, begrabt mich in dem Grabe, in dem der Gottesmann begraben ist, und legt mich neben seine Gebeine, damit meine Gebeine mit den seinen erhalten bleiben.» Ebenso weiß 2. Könige 13,21 von wundertätigen Prophetengebeinen: Ein Toter wird zufällig ins Grab des Propheten Elisa geworfen. Durch die Berührung mit dessen Gebeinen steht der Tote augenblicklich lebendig auf.

Der Glaube an die Wirksamkeit der Handauflegung ist in der Bibel mehrfach bezeugt. Jesus hat auf diese Weise Kranke gesund gemacht (Markus 5,23; 6,5; 7,23, vgl. Apostelgeschichte 5,12; 6,6) Auch zur Verleihung des Geistes genügt die Auflegung der Hand (Apostelgeschichte 8,18, vgl. 2. Timotheusbrief 1,6).

Auch von Heilungen durch einfache Berührung wird erzählt (Markus 7,27.30; 8,22; Lukas 6,19; Apostelgeschichte 5,12, vgl. Markus 10,13).

e) Übertragung von Lebenskraft durch den Speichel

Mit Speichel kann man nicht nur zum Kindervers «Heile, heile Säge...» heilsam wirken, auch von Jesus wird berichtet, dass er auf diese Weise einen Taubstummen (Markus 7,33) und zwei Blinde (Markus 8,23; Johannes 9,6) geheilt habe.

f) Heilkräftiger Schatten

Die Apostelgeschichte erzählt, dass man zur Zeit der ersten Christen, wenn Petrus durch die Strassen ging, Kranke auf Betten hinaustrug, damit sein Schatten auf sie falle und sie dadurch gesund würden (Apostelgeschichte 5,15).

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, dass sich der biblische Mensch im Alltag immer wieder mit allerlei magischen Praktiken geholfen hat. Die Bibel steht also der Magie nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Gegen Alltagsmagie hat sie nichts einzuwenden, sowenig der christliche Glaube einem heutigen Menschen untersagt, auf seinem Haus einen Blitzableiter zu montieren, ein Fahrzeug zu benutzen, zu telefonieren usw. Was abgelehnt wird, ist die schwarze Magie, mit welcher andern Menschen Schaden zugefügt wird. Selbst der weissen Magie werden in der Bibel Grenzen gesetzt; 2. Mose 20,7 legt diese fest: «Du erhebst den Namen Jawähs, deines Gottes, nicht zur Zauberei, denn Jahwá lässt den nicht ungestraft, der mit seinem Namen Zauberei treibt.» – Die Logik, welche der Zauberei mit Gottes Name zugrunde liegt, ist folgende: Der Name – wie seinerseits auch das Bild, vgl. 2. Mose 20,5 – gehört so sehr zu seinem Träger, dass er an dessen Wesen teil hat. Durch die Kenntnis des Namens kann einer mit und im Namen jenes andern wirken (zaubern). – Im Namen Jesu wird solches Wirken erstaunlicherweise geduldet. (Markus 9,38 f.): Ein Fremder treibt im Namen Jesu Dämonen aus, doch die Jünger möchten, dass ihm Jesus dies verbiete. Jesus hält ihnen entgegen: «Wer nicht gegen uns ist, ist für uns.» Das Gebet im Namen Jesu (Johannes 14,13 f.) wird oft magisch verstanden. Für manchen Frommen genügt es, dem Gebet die Floskel anzuhängen: «ich bitte dich in Jesu Namen», und schon meint er, Gott habe gar keine andere Wahl mehr, als das Gebet auch zu erfüllen.

Der Versuch, Kräfte sinn- und heilvoll zu kanalieren, sich irgendwie dienstbar zu machen – sei das nun mit Magie oder mit Hilfe ihrer moderneren Schwester, der Technik –, ist ein allgemein menschliches Anliegen. Magie spielt in allen Religionen eine gewisse Rolle. Im Falle des Alten Testaments fällt auf, wie gering der Spielraum ist, der ihr gelassen wird. Während bei Israels Nachbarn die Magie im offiziellen Kult einen beherrschenden Platz einnahm, ist für Israel das Sündenbockritual diesbezüglich eher die Ausnahme. Davon, dass man Gott mit Magie zu irgend etwas zwingen könnte, ist keine Rede. Für unbedeutende Alltagsproblemchen ist sie gut genug, doch im grossen ist damit gar nichts auszurichten. Als Mittel, um mit kleineren Dingen zurechtzukommen, lässt sie die Bibel auch gelten. Auch bei Jesus stand sie nie im Vordergrund. Er hat jedoch Elemente dieses «Volksglaubens» geteilt oder doch zumindest aufgenommen. Die blutflüssige Frau, welche heimlich die Quaste seines Gewandes berührte, damit etwas von seiner göttlichen Kraft auf sie überging und dadurch ihre Krankheit besiegt werde, hat er nicht etwa gescholten und zu ihr gesagt: «Was treibst du da für abergläubisches Zeug! Das ist ja finsterste

Magie...»; seine Worte waren vielmehr: «Meine Tochter, dein Glaube hat dich gerettet. Geh hin in Frieden und sei von deiner Qual gesund» (Markus 5,34).

2. Festbräuche im Jahreslauf

Es ist mehr als merkwürdig, dass die christlichen Feste ein doppeltes Gesicht haben: Einerseits nehmen sie Bezug auf Ereignisse im Leben und Wirken Jesu, anderseits enthalten sie Elemente, die sich aus rein christlicher Quelle nicht herleiten lassen. Einige Beispiele mögen das illustrieren:

a) Advents- und Weihnachtszeit

Biblische Anhaltspunkte dafür, dass Jesus am 25. Dezember geboren ist, lassen sich nicht entdecken. Hingegen ist bekannt, dass bei den Römern, Griechen, Aegyptern und Syrern dieser Tag als Geburtstag des Sonnengottes galt. Auch der persische Gott Mithras soll am 25. Dezember geboren sein. Vor dem 4. Jahrhundert war Christi Geburt mit dem Tag seiner Taufe, dem 6. Januar, verbunden. Wenn schliesslich auf den 25. Dezember gewechselt wurde, dann wohl um den römischen *sol invictus* (unbesiegte Sonne) und dessen Geburtstag auf diese Weise in Vergessenheit geraten zu lassen. Das könnte auch die Rolle der Lichter in dieser Zeit erklären: Es handelte sich um Analogiemagie, indem mit den kleinen Lichtlein dem grossen Licht der Sonne wieder Kraft zugeführt werden soll, damit die Tage wieder länger werden. Dem Volksglauben gilt die Zeit von November bis Ende Februar als Spukzeit. Vielleicht hatten die Lichter auch einmal die Funktion, allerlei Spuk der Verstorbenen zu vertreiben. Es ist immerhin auffällig, wie sich die Lichterfeste um Weihnachten herum häufen. Auch der *cusch da nadal* dürfte einmal mehr gewesen sein als nur jener Holzklotz, den man an Weihnachten in den Ofen warf, damit dieser auch nach der Rückkehr aus dem Gottesdienst noch warm war. Christianus Caminada hat gezeigt, dass es sich um das Relikt eines Fruchtbarkeits- und Feuerkultes handelt.

Dann ist da noch das Element der Geschenke: Ihre eine Wurzel ist der römische Brauch, zum Jahresanfang als gutes Vorzeichen Geschenke zu geben. Sie hielten *strenae* und leben in den französischen *étrennes* weiter. (Zum Jahresanfang ist der 25. Dezember durch die Kölner Synode im Jahre 1310 geworden.) Eine weitere Wurzel für den Brauch des Schenkens mag in der geheimnisvollen Beschenkung durch höhere Mächte, der Geister und Toten, zu suchen sein, welche besonders um die Mittwinterzeit umgehen. Dem *Samichlaus* dürften von da manche Züge zugewachsen sein, die über den Bischof Nikolaus hinausgehen.

Der Weihnachtsbaum ist erstmals im 17. Jahrhundert belegt. Richard Weiss meint, der *cusch da nadal* (Buche de Noël/Julklotz), der vom europäischen Norden bis nach Griechenland verbreitet ist, sei ihm vorher im Wege gestanden.

b) Altjahrabend/Neujahr

Obschon der Beginn des Kirchenjahres auf dem 1. Advent liegt, gilt auch der bürgerliche Jahresanfang als ein kirchliches Fest. (1691 hat Innozenz XII. den Jahresanfang auf den 1. Januar gelegt.) Kein noch so hoher kirchlicher Feiertag wird, wie der Jahreswechsel, mit so langem Glockenläuten bedacht. Die Vermutung drängt sich auf, dass das lange Läuten den Sinn hat(te), schädliche Mächte zu vertreiben oder noch besser, solche gar nicht erst aufkommen zu lassen. Die apotropäische (Unheil abwehrende) Wirkung von Kirchenglocken wird auch durch manche Sage bezeugt. Die Zeit um den Jahreswechsel herum gilt bei vielen Völkern als eine Zeit, da das Chaos sehr leicht hereinbrechen könnte, darum gilt es, sich vorzusehen.

Keine Zeit im Jahr ist bei uns so beliebt für das Fassen guter Vorsätze und für den Austausch guter Wünsche. Man glaubt sich in die Zeit zurückversetzt, «da das Wünschen noch etwas half» – womit wir wieder beim magischen Wort angelangt sind.

c) Karfreitag/Ostern

Das Osterdatum richtet sich nach dem jüdischen Passahfest und dieses wiederum nach dem Mond. (Die Juden haben ein Mondjahr; ihr Schaltjahr wiederholt jeweils einen ganzen Monat, weshalb in jüdischen Schaltjahren Ostern und Passah einen Monat auseinanderliegen.) Wenn man bedenkt, dass für die Christen mit ihrem Sonnenjahr Ostern immer noch nach dem Mond festgelegt wird, obwohl es um ein Ereignis aus Jesu Leben geht, ist das reichlich merkwürdig. Ebenfalls merkwürdig – und kaum blossem Zufall zuzuschreiben – ist die Tatsache, dass in der Antike der 24. März als der Todestag des Attis/Adonis begangen wurde.

Karfreitag gilt zwar weiterum als der höchste Feiertag, trotzdem – oder eben darum – ruht auf mancher an diesem Tag getanen Arbeit ein ganz besonderer Segen. So liessen es sich die katholischen Zürcheroberländer Bauern vor gut 20 Jahren nicht nehmen, an diesem Tag ihre Wiesen zu gülلن. Der Tag strahlt eine ganz besondere Kraft aus. Darum besteht auch der Glaube, dass man mit einem Karfreitagsei in der Tasche in der Kirche die Hexen erkennen könne: Sie erscheinen dem Betrachter verkehrt in den Bänken sitzend.

Am Osterfest – der Erinnerung an Jesu Auferstehung – ist bereits der Name vorchristlich. Er dürfte von einem Frühlingsfest kommen. Auch hier liegt wieder ein Lichtfest vor, wie Osterfeuer und Bräuche des Scheibenschlagens (bald nur noch in Untervaz) belegen. Weder Hase noch Eier wollen so recht zu Christi Auferstehung passen. Obwohl der Osterhase schriftlich erst im 18. Jahrhundert belegt ist, dürfte es sich bei ihm um ein ausserchristliches Frühlings- und Fruchtbarkeitssymbol handeln. Die Eier, die man an Ostern färbte, werden erstmals im 13. Jahrhundert erwähnt. Bereits im 9./10. Jahrhundert allerdings führte die katholische Kirche eine *benedictio ovorum* (Segnung der Eier) ein, welche beweist, dass Ostereier schon früher in dieser Zeit eine wichtige Rolle gespielt haben müssen.

Durch ihre Segnung wurden sie dem christlichen Glauben eingegliedert und verloren ihr Eigenleben. Die Kirche legte sogar fest, wann sie gegessen werden durften: am Gründonnerstag, am Karfreitag und an Ostern. Soweit die Beispiele. Die Doppelgesichtigkeit des christlichen Festkalenders ist derjenigen des israelitischen vergleichbar. Jüdische Feste haben ebenfalls einen heilsgeschichtlichen Hintergrund, enthalten aber daneben manches Element, das auf ihre Stellung im Jahresablauf hindeutet (Ernte usw.).

Auffällig ist bei den erwähnten Bräuchen und Vorstellungen, die sich mit Weihnacht, Jahreswechsel oder Ostern verbunden haben, dass sie kaum mehr als etwas Religiöses empfunden werden. Sie gelten weitherum als «schöne alte Bräuche, die man nicht missen möchte». Im Gegensatz zum 6. und 7. Mosebuch werden sie auch nur ganz selten verteufelt.

3. Sakramente (Taufe und Abendmahl)

a) Taufe

Selbst wenn immer mehr Leute darüber lachen, ist die Überzeugung noch heute anzutreffen, dass man sich mit einem ungetauften Kind unter keinen Umständen unter der Dachtraufe hervorwagen dürfe. Erst wenn es getauft ist, darf man mit ihm ins Freie. Die Kindertaufe hat die Bedeutung eines Übergangsritus (Eintritt in die Gemeinschaft der Lebenden) auf sich gezogen. Ja, vielleicht hat das Bedürfnis, das Neugeborene mit einem bestimmten Ritual aufzunehmen, zu schützen und der Gemeinschaft einzugliedern, die Kindertaufe weit mehr begünstigt als alle noch so theologischen Überlegungen. Darum wollen selbst jene Eltern, welche ihre Kinder nicht taufen lassen, damit sie in ihrer Entscheidung frei blieben, wenigstens eine Darbringung haben. Wenn gar nichts stattfindet, fehlt etwas Lebenswichtiges.

Ich begegne immer wieder der tiefverwurzelten Auffassung, Taufe sei Namengebung. Das mag für eine Schiffstaufe zutreffen; wer jedoch zur christlichen Taufe kommt, hat seinen Namen bereits, nicht zuletzt wegen des Drängens seitens des Zivilstandsamtes. Trotzdem – aus der Luft gegriffen ist diese Meinung keineswegs: In den meisten archaischen Kulturen ist dieser allererste Übergangsritus mit einer Namengebung verknüpft. Weil die Taufe bei uns diesen Platz eingenommen hat, werden an sie solche Erwartungen gestellt. Name ist für das Volksempfinden nicht einfach Schall und Rauch. Nach altem Glauben bekommt das Kind erst mit dem Namen eine Seele. In einzelnen Gegenden Graubündens, des Oberwallis, des Kantons Tessin, der Genfer Landschaft und des Jura ist es Brauch, dass die ersten Kinder die Namen der Grosseltern erhalten. Die Vorstellung, dass der Ahn im Enkel wiederkommt, drückt sich auch im Sprachlichen aus: *enenkel* heisst «kleiner Ahn, Grossväterchen» und ist schliesslich zu «Enkel» geworden.

b) Abendmahl

Die zwingli(ani)sche Idee vom Abendmahl als einem Sinnbild, einem Zeichen gilt zwar offiziell bei den Reformierten. In der Praxis sieht es allerdings oft ein wenig anders aus: Wer gegen einen andern etwas hat oder weiss, dass jener etwas gegen ihn hat, geht nicht zum Abendmahl. Nähme er es trotzdem, müsste es ihm zum *Gottesurteil* werden – wie 869 König Lothar II., der es freuentlich genommen und daran gestorben sein soll. Dahinter steht die in altgermanischen Volksrechten bezeugte Vorstellung vom geweihten Bissen. Aus dem 1. Korintherbrief 11,29 stammt diese Sicht jedenfalls nicht, auch wenn jene Stelle gelegentlich dazu herhalten muss, sie zu untermauern. Dass der Bissen nach reformierter Theologie gar nicht geweiht ist, stösst auf taube Ohren. Die Transsubstantiationslehre (Lehre von der Verwandlung des Brotes in den Leib Christi) scheint der magischen Denkweise manches Reformierten weit mehr zu entsprechen als alle rationale Theologie. Das Abendmahl wirkt. Ein Kollege berichtete mir von einer jungen Patientin, die vom Arzt aufgegeben worden war. Der Spitalpfarrer bereitete sie aufs Sterben vor, sie konnte weder Speise noch Trank aufnehmen. Vom Pfarrer befragt, ob er ihr das Abendmahl geben dürfe, bejahte sie, «ass und drank, und von Stund an ward es besser mit ihr». Auf Erklärungen, warum solches möglich gewesen, möchte ich mich hier nicht einlassen. Das Beispiel zeigt, dass dem Abendmahl eben doch einiges an Wirkung zugetraut wird.

In der Theologie werden zwar all die magischen Aspekte des Abendmahls diskret beiseite gelassen, und man klammert sich verzweifelt an Jesu Wort: «Das tut zu meinem Gedächtnis.» Das kann allerdings nicht darüber hinweg täuschen, dass die Volksmeinung das Abendmahl viel näher zum φάρμακον αθανασίας (Medizin der Unsterblichkeit) des Ignatiusbriefes an die Epheser (20,2) rückt (vgl. auch Johannes 6,54) als zu einem Erinnerungsmahl.

Bei Taufe und Abendmahl werden die dazugehörigen Volksbräuche und -vorstellungen mit mindestens ebenso religiösen Gefühlen begangen und gehegt wie der kirchliche Teil dieser Sakamente.

Damit wollen wir den Spaziergang beenden und zur Frage zurückkehren, wie Volkskunde und Theologie zu einander stehen:

II. (Protestantische) Theologie braucht die Volkskunde

Eine vermehrte Beachtung des Volksglaubens könnte für die Theologie eine Bereicherung bedeuten. Es sollte ihr nicht in erster Linie um die Reinherhaltung der Lehre gehen, sondern um deren Lebensfähigkeit. Reine Lehre lässt sich am ehesten mit destilliertem Wasser vergleichen, das so rein ist, dass es nicht einmal mehr den Durst zu stillen vermag. Alles Lebendige muss sich entwickeln und wandeln können, das gilt für die Sprache genauso wie für die Religionen. Eine Religion kommt nicht ohne

Synkretismus (Vermischung verschiedenartiger Elemente) aus, sonst gibt es sie bald nur noch im Lehrbuch (Paradebeispiel: Echnatons Monotheismus).

Die katholische Kirche hat m. E. diesbezüglich der protestantischen einiges voraus. Einige Beispiele mögen zeigen, wie sie mit vor-/ausserchristlichem Glaubensgut umgegangen ist:

1. Nossadunna della glisch a Trun

1695 wurde folgendes Lied gedruckt, das noch heute in der 1660 erbauten Wallfahrtskirche Nossadunna della glisch in Truns gesungen wird (2. Strophe):

Cau en quei liug sievan fiug
frint schibas ent il tscheiver.
Quei has midau, santificau,
per nos riugs cau receiver,
Regina dil Parvis,
o Maria della glisch.

An dieser Stätte wurden Feuer entzündet,
da man Scheiben in der Fasnacht warf.
Das hast du geändert, hast den Ort geheiligt,
um hierorts unsere Bitten zu empfangen,
Königin des Himmels,
Mariä Licht.

Hat sich das Scheibenschlagen andernorts aus dem religiösen Bereich gelöst und ist von einem Feuerkult zu einem Bewegungsspiel geworden, so ist es hier im Marienkult aufgegangen. Ähnliches ist auch an anderen Orten geschehen, darum gibt es so viele verschiedene Marien mit ganz unterschiedlichen Charismata (Ausstrahlungen/Eigenschaften).

2. Benedictio ovorum

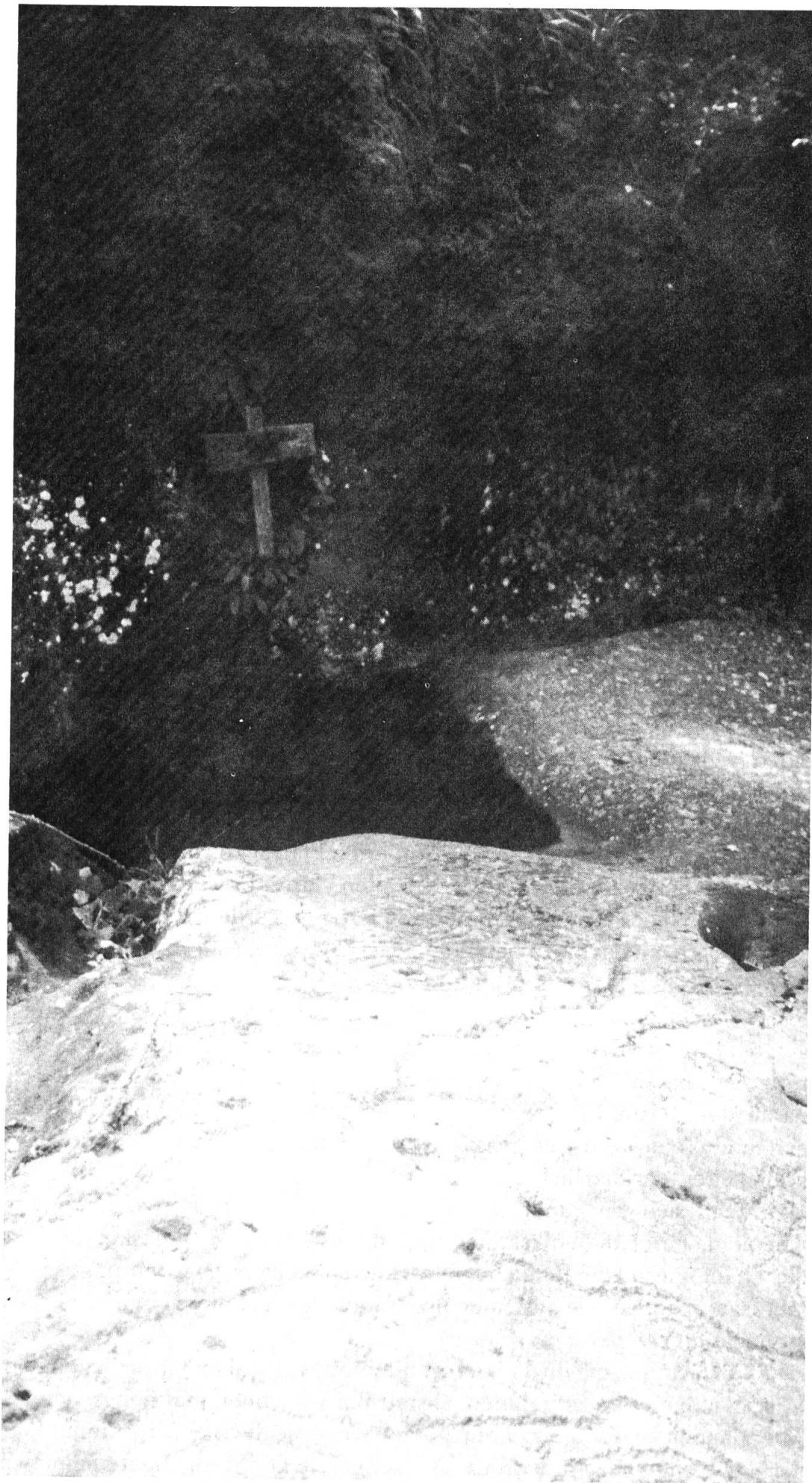
Siehe oben bei den Osterbräuchen, Seite 23/24.

3. La Canzun da Sontga Margriata

Seit es das Lied als Opernballett mit Musik von Gion Antoni Derungs und Chortexten von Gion Deplazes gibt, dürfte sein Inhalt einigermassen bekannt geworden sein. Es handelt sich kurz gesagt um eine vorchristliche Fruchtbarkeitsgöttin, die den Namen Sontga Margriata erhalten hat, um auch auf christlich-rätschem Boden weiterhin verehrt (oder doch wenigstens besungen) werden zu können.

4. Carschenna

Oberhalb Sils im Domleschg auf ca. 1120 Metern Höhe befinden sich prähistorische Felsenzeichnungen; vor allem kreisförmige Löcher und konzentrische Kreise, aber auch Kanäle sind in den Fels eingegraben. Hinter dem reichhaltigsten dieser Steine hat sich in einem kleinen Tümpel Wasser gesammelt, und an der Felswand dahinter steht ein hölzernes Kreuz (Herbst 1982; siehe Abbildung nebenan). Dass es ausgerechnet hier steht, dürfte kaum zufällig sein. Es scheint, dass diese einstigen Kultsteine noch immer als mächtig empfunden werden. Um ihre Mächtigkeit mit dem rechten – das heisst christlichen – Vorzeichen zu versehen, ist das Kreuz hinzugefügt worden. Andernorts wurde es direkt auf die Schalensteine gesetzt.



Dass solche Steine noch immer numinosen (übernatürlichen) Charakter haben, beweist auch der Furner Teufelsstein. Er zeigt die Fussspur einer Frau und diejenige des Teufels – jedenfalls wenn man ihn mit der nötigen Phantasie betrachtet. Hier soll der Teufel eine Furnerin geholt haben, die am Sonntag arbeitete. Arnold Büchli hat dazu erfahren: «*Där Stein hei äs was Bschundersch in schi, mä soll nid in di Trittä trättn.*» Dieses reformierte Beispiel zeigt, dass die heidnische Vergangenheit keineswegs bewältigt und abgetan ist. Was geblieben ist, ist die Angst vor solchen ehemals heiligen Steinen. Dies bezeugt auch das Erlebnis eines früheren Fideriser Pfarrers, der mit einem Knaben in die Heuberge hinauf stieg und dort einen Schalenstein bewunderte. Zum «Schpiisla» (Picknicken) wollte er sich ganz selbstverständlich auf diesen Opferstein setzen, doch der Knabe war nicht zu bewegen, dasselbe zu tun. Der Vorgänger dieses Pfarrers hatte in seinem Pfarrhausgarten solche Steine gesammelt; von dem Zeitpunkt an war er im Dorf nicht mehr akzeptiert.

5. Der katholische Priester wird durch die Weihe zum Exorzisten,

besitzt also die Fähigkeit, Dämonen auszutreiben. Von da her ist seine Rolle bestimmt, die er in mancher rätischen Volkssage spielt. Besonders die Kapuziner scheinen selbst in reformierten Gebieten oft bemüht worden zu sein, um gegen Verhexung zu helfen. Man traute ihnen ebenfalls zu, einen Dieb zwingen zu können, Gestohlenes zurückzubringen. In Mastrils soll sich ein Kapuziner als Geisterbanner betätigt haben. In Davos wusste einer Rat (Gegenzauber) gegen die Verhexung des Viehs. Nur in seltenen Fällen traut die Sage auch dem reformierten Pfarrer zu, dass er es mit Geistern aufnehmen könnte, so etwa dem alten Pfarrer Brassel von Arosa oder einem Tschliner Pfarrer, der mit Hexen fertig geworden sein soll. Manche Sage weiss auch davon zu berichten, dass Priester die Sterbestunden ihrer Gemeindemitglieder vorausahnten.

Ich bin nicht sicher, ob Präkognition und aussersinnliche Wahrnehmungen bei Protestanten tatsächlich seltener sind als bei Katholiken. Wenn es trotzdem diesen Anschein hat, dann liegt das wohl zu einem guten Teil daran, dass bei uns Protestanten derlei sehr schnell in die Rubrik Aberglauben und Teufelszeug eingereiht wird, so dass Menschen mit solchen Fähigkeiten darüber lieber schweigen.

Hier zeigt sich ein Punkt, in welchem die angetönte Bereicherung der Theologie durch die Volkskunde stattfinden könnte: Die Volkskunde kann die Theologie auf die Bereiche menschlicher (religiöser) Erfahrungen aufmerksam machen, die aus einer allzu rationalen Theologie immer wieder ausgeklammert werden.

Eine Volkskirche, die ihr Volk ernst nimmt, hätte allen Grund, auch den Volksglauben ernst zu nehmen, anstatt ihn vorschnell und unbesehen als Aberglauben zu disqualifizieren; gerade wenn sie die Bibel ernst nimmt, in der – wie oben gezeigt worden ist – sehr viele Dinge, die heute mancher

Fromme zum Aberglauben rechnet, noch ganz selbstverständlich zur Wirklichkeit gehört haben, ja sogar von Jesus praktiziert wurden. Volkskunde und Bibel können die Theologie nur immer wieder ermuntern, dem Volksglauben gegenüber toleranter zu sein. Das bedeutet keineswegs, dass alles unbesehen in die Theologie aufzunehmen wäre, was in einem 6. oder 7. Mosebuch steht. Das wäre genauso verkehrt wie das andere Extrem: den gesamten Volksglauben als vom Teufel stammend zu verurteilen. Es stände jedoch einer Theologie nicht schlecht an, die oft jahrhundertealte Angst, mit welcher viele Menschen Elementen des Volksglaubens gegenübertreten, endlich abzubauen. Das wäre entschieden christlicher als immer noch allen Volksglauben als Aberglauben zu verteufeln. Dann könnte sich die bald zweitausendjährige Erkenntnis des Paulus endlich durchsetzen: «Ich bin dessen gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges noch Kräfte, weder Hohes noch Tiefes noch irgend ein anderes Geschöpf uns zu scheiden vermag von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn» (Römerbrief 8,38 f.).

Unsere Leser schreiben

Zum Leserbrief von Heidi Keller im letzten Jahrgang, Seite 89

Wenn in einer Zeitschrift vom Niveau der «Schweizer Volkskunde» Leserbriefe erscheinen, darf man erwarten, mitgeteilten Sachverhalten sei eine entsprechend ernsthafte Recherche vorangegangen.

Gerade dies ist wohl bei der Einsendung von Heidi Keller nicht der Fall gewesen. Oder täusche ich mich, wenn ich meine, es hätte den Eindruck erweckt werden sollen, die SBB und vor allem die Weisstanner vermarktet haben selbst religiöse Bräuche?

Die gründliche Nachfrage an Ort ergab ein anderes Bild: Die an der Veranstaltung mitwirkenden Talbewohner sind durch die Kontakte mit den Ausflüglern zur Ansicht gelangt, die Möglichkeit zu einem Einblick in die Alpkäserei werde von vielen, denen eine derartige Gelegenheit sonst mangelt, ausserordentlich dankbar, ja begeistert genutzt.

Es ist durchaus Ernsthaftigkeit dabei, wenn zum Abschied für die Beteiligten der Alpsegen erklingt – wenn auch zeitlich etwas vorgezogen, aber eben nicht wie angedeutet «zwischen Diaschau und Gerstensuppe», sondern zur Abrundung des Eindrucks vom Leben im entlegenen Alptal.

Unnötig zu sagen, dass der Sänger seine «Arbeit» unentgeltlich verrichtet, ja dass es im Tal als eine Ehre gilt, den geschätzten Brauch zu pflegen und allenfalls auch fremden Interessierten als wertvollen Besitz dieser Gegend und als Glaubenszeugnis vorzuzeigen resp. vorzusingen.

Möge der durch besagten Leserbrief entstandene Eindruck durch diese Mitteilung korrigiert werden.

Dr. Otmar Willi, Zürich